

Predigt vom Palmsonntag 1992 anl. des 30jährigens Konfirmationsjubiläums in Raumland

*Als sie weiterzogen, kam Jesus in ein Dorf. Da war eine Frau mit Namen Marta, die nahm ihn auf. Sie hatte eine Schwester, die hieß Maria; die setzte sich dem Herrn zu Füßen und hörte seiner Rede zu. Marta aber hatte alle Hände voll zu tun, um ihm zu dienen. Und sie trat heran und sagte: Herr, fragst du nicht danach, daß mich meine Schwester allein dienen läßt? Sage ihr doch, daß sie mir helfen soll! Der Herr aber antwortete ihr: Marta, Marta, Du hast viel Sorge und Mühe. Eins aber ist nötig. Maria hat nämlich das Bessere gewählt; das soll ihr nicht genommen werden.
(Lukas 10,38-42)*

Liebe Gemeinde; vor allem: Liebe Männer und Frauen, die ihr vor 30 Jahren an diesem Tag und an dieser Stelle konfirmiert worden seid! Ich erinnere mich daran, daß ich vor etwa 35 Jahren in dieser schönen Kirche, in der ich mich immer noch zu Hause fühle, im Kindergottesdienst die Geschichte von Maria und Marta erzählte, die wir gerade hörten. Man kann solche Erzählung ja sehr spannend machen, weil von beiden, von Maria und von Marta, nur Gutes zu sagen ist. Und wenn man das Gute herausstreicht und am Ende die Frage stellt, wer von beiden denn richtig gehandelt habe, kann man ein lebhaftes Gespräch erwarten, in dem die Meinungen auseinandergehen und Jesu Entscheidung für Maria am Ende die Kinder ähnlich überrascht, wie sie auch für uns nicht selbstverständlich ist.

Ich habe also zuerst von Marta berichtet, die sich viel Sorge und Mühe macht. Sie steht ganz im Dienst der Liebe. Die Gastfreundschaft ist ihr heilig. Sie macht sich in Keller und Küche zu schaffen, und was sie für ihren Gast tut, ist zugleich ein Beispiel für allen Dienst der Liebe, der uns geboten ist, nämlich der Liebe zu dem Nächsten, den wir uns nicht aussuchen können, wenn seine Not uns nahe rückt, und auch der Liebe zu den Fernen, deren Not uns die Bilder und Berichte aus den Ländern nahebringen, in denen Hunger und Krieg herrscht. Es heißt von Marta zweimal, daß sie Jesus 'diente', und das Wort, das im Urtext für ihr 'dienen' steht, heißt 'Diakonie'. Sie ist also sozusagen eine Diakonisse, tätig im diakonischen Werk, dem Werk selbstloser Hingabe an Andere. Darin ist sie unser Vorbild. Sie hat unser volles Lob verdient, und auch Jesus findet, um im Bild zu reden, kein Haar in der Suppe, die sie für ihn kocht. Mag Maria auch, wie wir schon wissen, das bessere Teil erwählt haben, so ist doch das, was Marta tut, über Jeden Tadel erhaben. Wir müssen ihr Tun ganz und gar anerkennen.

Nachdem ich auf diese Weise Marta vorgestellt hatte, so daß jedes der Kinder sich gerne mit ihr identifizierte, habe ich von Maria gesprochen. Maria mag im Ohr gehabt haben, was auch uns in dieser Passionszeit bewegt, daß Jesus sagte, er sei nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und sein Leben für die Menschen hingebe. Sie mag sich an Jesu Einladung erinnert haben: 'Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.' Nicht Faulheit und Bequemlichkeit bestimmte Maria, als sie sich zu Jesu Füßen niedersetzte. Sie war auch nicht bloß neugierig. Sie wußte vielmehr, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, sondern daß er sein Leben in Wahrheit - sein wahres Leben in dem hat, was Gottes Wort ihm als Leben eröffnet und schenkt. Sie handelte so, wie die Kinder handelten, die sich damals hier zum Kindergottesdienst eingefunden hatten, um die Geschichte von Maria und Marta zu hören. Sie tat, was wir in dieser Stunde tun, in der wir die Hände ruhen lassen und uns zum Hören auf Gottes Wort versammelt haben.

Nachdem ich also auf diese Weise zuerst Marta sehr gelobt und dann auch Marias Handeln verständlich gemacht hatte, frug ich die Kinder: Was hätten sie denn tun sollen? Wer von beiden hat richtig gehandelt? Wie hättet ihr selbst gehandelt - wie Maria? oder wie Marta?“

Darauf meldete sich ein aufgewecktes Mädchen, das immer kluge Antworten bereit hatte - vor 30 Jahren wurde es konfirmiert, und es sitzt nun wieder unter Euch - , und sagte: Ich hätte Jesus mit in die Küche genommen.

Das war eine kluge Antwort der praktischen Vernunft, und ich habe von dieser Szene später manchmal mit Schmunzeln erzählt und man hat sehr darüber gelacht. Damals war mit gar nicht zum Lachen zumute; denn das kleine Mädchen hat mir das Konzept meiner Erzählung gründlich verdorben. Ich wollte ja nicht auf einen so praktischen Kompromiß hinaus, sondern darauf, daß Jesus bei aller Anerkennung für Marta doch eindeutig feststellt, Maria habe das bessere Teil erwählt, das eine Teil, das not ist und das nicht von ihr genommen werden soll. Ich weiß nicht, ob und wie es mir damals gelungen ist, meine Erzählung trotz dieser überraschenden Antwort noch in das richtige Fahrwasser zu lenken. Vielleicht habe ich gesagt, daß die Häuser in Palästina damals nur einen großen Raum hatten, in dem man kochte, wohnte und schlief, so daß Marta mit halbem Ohr ohnehin hören konnte, was Jesus sagte, daß es aber weder für das Essen noch für das Hören gut ist, wenn man nur halb bei der Sache ist. Wir jedenfalls wissen, wie die Geschichte von Maria und Marta ausgeht und daß die hörende Maria eindeutig den Vorzug vor der tätigen Marta erhält.

Aber wenn wir auch an diesem Morgen, weil wir zum Hören zusammengekommen sind und gesungen haben: 'Eins ist not, ach Herr, dies Eine, lehre mich bedenken doch ... ', wenn wir also in dieser Stunde vielleicht bereit sind, dies Urteil Jesu gelten zu lassen, so müssen wir doch einräumen, daß das nicht selbstverständlich ist. Zumindest liegt uns der Kompromiß 'Maria und Marta', Tun und Hören, in der Regel näher als das schroffe 'Eins ist not'. Und ist die Praxis unseres Lebens nicht weithin vom Denken der Marta mehr als von dem der Maria bestimmt? 'Sich regen, bringt Segen' sagt ein Sprichwort. 'Von nichts kommt nichts' sagt ein anderes. 'Jeder ist seines Glückes Schmied', sagten schon die alten Römer, und vom Generalfeldmarschall Moltke stammt der Satz: 'Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige'. Das Johannesevangelium beginnt allerdings mit einem Satz im Sinne der Maria: 'Im Anfang war das Wort', das heißt, der Ursprung aller Weisheit und Wahrheit ist das Wort, der Grund des Lebens ist das Hören. Als aber Goethe seinen Faust die ersten Zeilen des Johannesevangeliums aus der Ursprache ins Deutsche übersetzen ließ, stockt er schon bei den ersten Wörtern:

'Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
ich muß es anders übersetzen.'

Er rät und überlegt hin und her, und schließlich heißt es:

'Mir hilft der Geist! Auf einmal seh ich Rat
und schreibe getrost: Im Anfang war die Tat.'

Mit unserer Geschichte gesprochen, heißt das, daß Marta eindeutig Recht gegenüber Maria bekommt. Nicht das Hören auf das Wort ist Anfang und Ursprung des Lebens, sondern das, was der Mensch tut, sein Handeln, seine Leistung.

Man kann daraus erkennen, daß uns die Geschichte von Maria und Marta uns nicht nur vor ein interessantes Problem stellt, daß man diskutieren kann, sondern vor die Grundfrage unseres Daseins. Haben wir uns letztlich selbst in der Hand? Leben wir von dem, was wir mit unserem Wollen und Können schaffen? Sind wir das, was wir aus uns gemacht haben? Sind wir mit unseren Erfolgen identisch und mit dem, was das Glück den Tüchtigen geschenkt hat? Hängen uns also auch unsere Mißerfolge bleibend an? Scheitern wir selbst, wo unsere Pläne scheitern, wo vielleicht der Plan unseres Lebens zerbricht, wo ein hoffnungsvoll begonnenes Leben inzwischen wie ein Trümmerhaufen erscheint? Ist das letzte Wort über uns gesprochen, wenn wir, sei es durch eigene Schuld oder durch tragisches Unglück, versagen?

Als wir vor 30 Jahren hier beisammen waren, war ein halbes Jahr zuvor in Berlin die Mauer gebaut worden. Diese Mauer war eine Generation lang nicht nur Symbol einer politisch gespaltenen Welt, sondern darüber hinaus die Demonstration einer Weltanschauung, einer Religion ohne Gott. Vom Osten aus gesehen, trennte diese Mauer eine gute und eine böse Welt; die gute Welt lag im Osten und hielt sich deshalb für gut, weil sie endlich ganz auf den Menschen setzte, der, wie schon Karl Marx gesagt hatte, das höchste Wesen für den Menschen sei. Man glaubte an den guten Menschen und erwartete alles Gute von ihm; denn das Schlechte beobachtete man nur in den Strukturen der Gesellschaft, die man so umstülpte, daß nun das Paradies auf Erden anbrechen müsse. 'Marta' hatte sozusagen auf der ganzen Linie gesiegt, und als die Mauer fiel, brach deshalb eine Religion zusammen, der Glaube nämlich, durch viel Sorgen und Mühen die Menschheit aus allem Leid führen zu können, so daß endlich jeder Mensch zum Schmied eines ungetrübten Glücks werden würde. Ich erinnere an diese Epoche unserer Weltgeschichte nicht in der Überzeugung, es sei in Wirklichkeit umgekehrt gewesen und bei uns hätte das Gute, drüben das Böse regiert. In der kommunistischen Welt hat die christliche Gemeinde unter allen Anfechtungen und in manchen Schwachheiten nicht nur daran festgehalten, daß der Mensch ebensowohl seines Unglücks wie seines Glückes Schmied ist. Sie hat auch jene Wahrheit bezeugt, die man mit Maria nur hören kann, weil sie dem Menschen das letzte Wort über sich selbst nimmt und ihm sagt: 'Ich bin der Erste und der Letzte' und: 'Fürchte dich nicht. Ich bin mit dir.' Und in unserer freien Gesellschaft haben sich andererseits Viele und auch wir selbst immer wieder die Freiheit genommen; mehr auf das zu vertrauen, was wir geleistet haben oder haben leisten wollen, oder wohl auch an uns selbst zu verzagen und zu verzweifeln, statt uns wie Maria dem anzuvertrauen, der die Stolzen vom Thron stürzt, der Sünde vergibt und der in den Schwachen mächtig ist.

Ich habe in den letzten Tagen manchmal daran gedacht, daß Ihr Konfirmanden vor 30 Jahren noch Kinder wart und ich in der Mitte des Lebens stand, die Alten von damals aber nicht mehr unter uns sind. Nun bin ich alt geworden, Ihr seid die mittlere Generation und die Kinder von heute sind eure eigenen Kinder. Gibt es etwa eine bestimmte Epoche des menschlichen Lebens, in der man Maria besser versteht als Marta? Die Kinder sind gleichsam von Natur noch wie Maria. Sie müssen lernen und hören und doch wollen gerade sie möglichst schnell wie Marta werden; sie können es meist nicht erwarten, endlich hinein zu kommen in das tätige Leben, selbständig zu werden und möglichst alles besser zu machen als die Eltern. Und wenn man in der Mitte des Lebens steht, ist man beinahe gezwungen, wie Marta zu handeln; denn man will und muß seinen Beruf ausfüllen, seine Familie ernähren, die Kinder erziehen, seinen Mann stehen, seine Anerkennung als Frau gewinnen. Hat man da noch Zeit, sich wie Maria zu Jesu Füßen hinzusetzen und zu hören: 'Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr das Reich Gottes nicht sehen'? Kommt daher die Klage, daß die mittlere Generation so wenig in der Kirche zu sehen ist? Ist es also der Weisheit des Alters vorbehalten, sich mit Maria zu solidarisieren? Solche Weisheit erlaubt dem Menschen, dankbar zu sein, wenn er auf eingeseignetes Leben zurückblicken darf. Aber sie lehrt zugleich auch den Erfolgreichsten, zu sagen und zu singen:

'Dies alles wird zerrinnen, was Mühe und Fleiß gewinnen und saurer Schweiß erwirbt. Was Menschen hier besitzen, kann vor dem Tod nichts nützen; dies alles stirbt uns, wenn man stirbt.'

Und wenn einer vor den Trümmern seines Lebens steht, erkennt er erst recht, daß alles 'ganz eitel' ist, wie der Prediger Salomo sagt.

Es mag wohl sein, daß unser Verhältnis zu Maria und zu Marta und zu dem, was mit diesen Namen bezeichnet wird, im Laufe eines Menschenlebens wechselt. Wir brauchen uns auch nicht zu schämen, wenn wir uns bemühen, den Maßstäben gerecht zu werden, die Marta

gesetzt hat. Im Gegenteil. Wir haben die Gaben zu nutzen, die Gott uns mit auf den Lebensweg gegeben hat. Das Leben ist mehr als die Arbeit, aber unsere Kräfte zu gebrauchen, ist unsere Pflicht. Ehrliche Arbeit ist stets ein Dienst der Liebe. Jeder von uns mag sich selbst prüfen, ob er die Anerkennung verdient hat, die Marta widerfährt: Du machst dir viel Sorge und Mühe. Das ist und bleibt ein Lob, auch wenn unsere Mühe und Arbeit nicht immer viel einbringt und wir am Ende mit leeren Händen dastehen sollten. Doch niemand sollte sich sagen lassen: 'Du fauler und ungetreuer Knecht'; wir dürfen unser Pfund nicht vergraben, unsere Talente nicht ruhen lassen, unsere Gaben nicht verachten. Faulheit ist keine Tugend, erst recht keine christliche.

Aber Maria hat das bessere Teil erwählt. Daß sie zu Jesu Füßen sitzt und hört, was er zu sagen hat, erinnert uns daran, daß wir mehr sind als unserer Hände Werk. Wer Ohren hat zu hören, der hört, daß nicht seine Werke dem Menschen das letzte Urteil sprechen, sondern daß die Gnade Gottes das letzte Wort hat, und im Konfirmandenunterricht haben wir gelernt, daß der einzige Trost für den Menschen darin besteht, daß er im Leben und im Sterben nicht sich selbst, sondern seinem getreuen Heiland Jesus Christus gehört. Das gilt für die guten und die schlechten Werke, für die Erfolgreichen und für die Zukurzgekommenen, für die Gerechten und die Sünder. Was wir aus uns machen und gemacht haben, dürfen wir deshalb haben, `als hätten wir es nicht' - wie der Apostel Paulus einmal formulierte. Unsere frommen Väter sprachen in diesem Zusammenhang von 'Gelassenheit', - was nicht heißt, daß wir uns gehenlassen sollen oder daß wir alles laufen lassen sollen, sondern daß wir uns mit unserem Tun und Lassen, mit Gelingen und Versagen, mit der Vergangenheit und der Zukunft in der Hand dessen liegen lassen sollen, der uns das Leben gegeben hat und dem unser Leben gehört. Daß er jeden von uns in Gnaden ansieht, ist die Wahrheit unseres Lebens.

Was man Marta vorwerfen kann, ist nicht, daß sie sich viel Sorge und Mühe machte, sondern daß sie es ohne die Gelassenheit tat, die uns der Glaube schenkt. Marta setzt alles auf ihr Tun, auf sich selbst. Darum ihr Unwille: 'Fragst du nicht danach, daß mich meine Schwester allein dienen läßt'. So redet man, wenn das eigene Tun das letzte Wort behalten soll. Dann ist genug nicht genug; dann verdrängt der Eifer die Freude; dann läßt uns die Angst nicht los, daß wir es nicht schaffen.

Wo dagegen Gottes Gnade das letzte Wort hat, rückt unser Tun an die vorletzte Stelle. Das ist eine wichtige Stelle, die zweitwichtigste in unserem Leben überhaupt, aber eben doch nur die zweitwichtigste, und wo wir das wissen, wird uns in all unserem Tun jene heilsame Gelassenheit geschenkt, die man an den Menschen spürt, die den Grund ihres Lebens nicht bei sich selbst suchen. Sie tun wie Marta ihre Pflicht; sie nehmen ihre Verantwortung nach besten Wissen und Gewissen wahr. Aber sie bedenken, daß wir nicht im Rat Gottes sitzen, sondern schwache und fehlsame Menschen sind. Sie sind dankbar für alles Gelingen und bitten zugleich: Gott, sei mir Sünder gnädig. Sie machen nicht sich selbst zum Maßstab für alles und für die anderen, sondern versuchen, auch in dem Menschen das Ebenbild Gottes zu erkennen, der es uns schwer macht: Sie trauen Gott mehr zu als sich selbst und zweifeln nicht daran, daß er auch auf krummen Linien gerade schreiben kann. Sie bedürfen der Selbstgerechtigkeit nicht, sondern wissen sich auch da, wo sie scheitern in der Treue Gottes geborgen.

Maria und Marta sind Teil unseres Lebens. Glaube und Liebe gehören zusammen. Es kommt nur auf die Reihenfolge an. Wer wie Marta sein Tun an die erste Stelle setzt, hat am Ende doch nur leere Hände, , was immer er geleistet hat: ' Sobald der Geist gewichen und dieser Mund erblichen, fragt keiner, was man hier getan.' Wer hören kann und Gottes Gnade an die erste Stelle setzt, hat dagegen die Hände frei, das Notwendige zu tun, und zugleich ein

gelassenes Herz, nicht alles erreichen zu müssen. So gesehen ist der Vorschlag, Jesus mit in die Küche zu nehmen - es war übrigens Elke Lückel, die mir mit dieser klugen Antwort mein Konzept verdorben hatte - , doch nicht so ganz verkehrt. Denn man kann diesen Vorschlag ja so verstehen: Lebe in deinem all täglichen Tun aus der Barmherzigkeit Gottes; tu deine Pflicht, aber tu sie im Vertrauen nicht auf deine Stärke, sondern auf Gottes Treue; bemühe dich, niemand etwas schuldig zu bleiben, aber laß dir·genügen an Gottes Gnade.